

## Nachtleben (21/1)



*Hamburg, Café Keese (Bild: historische Postkarte)*

Es geht um geheime, um geschützte Orte, an denen sich das nächtliche Leben der Moderne abspielt. Mal nutzt man die spektakuläre Architektur eines ehemaligen Heizwerks im Stalin-Zuckerbäckerstil, mal bildet sich ein bewegliches Geflecht aus Treffpunkten und Rückzugsräumen. Aber fast immer hinterlässt das nächtliche Treiben sehenswerte Spuren. Daher widmet sich das mR-Winterheft "Nachtleben" (Redaktion: J. Medebach) den verborgenen Orten von Genuss und Ausschweifung.

# Inhalt

<b>LEITARTIKEL: Nomadisierendes Nachtleben</b> .....	1
<b>FACHBEITRAG: München leuchtet</b> .....	6
<b>FACHBEITRAG: Paul's Playground</b> .....	11
<b>FACHBEITRAG: Das Cabaret „Eden“ in Ulm</b> .....	17
<b>PORTRÄT: Ein Musikclub in der Niederlausitz</b> .....	23
<b>INTERVIEW: „What happens in Berghain ...“</b> .....	27
<b>FOTOSTRECKE: Photos of the Dancefloor</b> .....	33

# LEITARTIKEL: Nomadisierendes Nachtleben

von *Ulrich Gutmair (21/1)*

Wenn die Welt schläft, können die Regeln des Alltags überschritten werden. Wer ins Nachtleben eintaucht, hofft, sich gehen lassen, gar einen Augenblick der Ekstase erreichen zu können, um dann, verwandelt, ins Tagelben zurückzukehren. Berlin, so glauben die Leute, kann dieses Versprechen einlösen. Dieser Mythos ist so mächtig, dass Menschen von weither anreisen, um sich zwei Stunden lang in die Schlange vor dem „Berghain“ zu stellen – ohne zu wissen, ob sie ihr Ziel erreichen werden. Vor dem Einlass wartet der Türsteher, der darüber entscheidet, wer rein darf und wer draußen bleiben muss. Wer am Nachtleben teilnehmen will, muss Schwellen überwinden: Die der eigenen Angst, der Hemmungen und Tabus, aber auch ganz konkret. Im Schutz der Mauern kann der Wunsch ausgelebt, die Hingabe an die Musik und die Körper der anderen zelebriert werden. Daher findet das Nachtleben in der Regel in geschlossenen Räumen statt.



Berlin, „Berghain“ mit künstlerischer Installation, 2020 (Bilder: © [Georg Kroemer](#), via [flickr.com](#))

## In der Kathedrale

Von außen betrachtet ähnelt das ehemalige Umspannwerk in Berlin-Friedrichshain, in dem sich heute das „Berghain“ befindet, nicht den Gebäuden, die man als Kathedralen des Industriezeitalters bezeichnet. Drinnen aber, auf dem großen Dancefloor, der sich der Besucherin eröffnet, wenn sie die zentrale Treppe in den ersten Stock hinaufgestiegen ist, stellt sich durchaus das Gefühl einer Kathedrale ein. Im mittleren Schiff wird nach dem Takt des DJ-Priesters getanzt, in den Seitenschiffen wird getrunken, geflirtet, gechillt.

Ein kleines Detail seiner Ausstattung zeigt, dass im „Berghain“ der Geist der anarchischen Discokultur lebendig ist. Die Durchlaufmenge der Wasserhähne in den Toiletten ist groß, sie dürfte am oberen Ende der Skala bei 25 Litern pro Minute liegen.

Wer stundenlang, womöglich unter Einfluss von Substanzen tanzt, hat einen hohen Flüssigkeitsbedarf. Die meisten kommerziellen Clubs verkaufen teures Wasser an den Theken. Im „Berghain“ wird es selbst gezapft - vom Hahn in die leere Flasche.



Berlin, „Sound“-Plakate in der Hauptstraße (Bild: Gerhard Doerries, CC BY SA 2.5, 1983)

## Mauerfall und Techno

Der Berliner Mythos wurzelt in den 1980er Jahren. Aber erst in den 1990ern hat sich die Clubkultur entwickelt, die das Bild der Weltpartyhauptstadt bis vor Kurzem bestimmt

hat. Das hat vor allem zwei Gründe. Der eine heißt Mauerfall, der andere Techno. Als am 9. November 1989 die Grenzen geöffnet wurden, war die historische Mitte ein heruntergekommener Ort, an dem viele Häuser leerstanden. Die Ostberliner

Stadtplanung hatte kein Interesse daran, die Bausubstanz der ehemals armen Viertel westlich des Alexanderplatzes zu erhalten. Aktivisten mieteten sich in manchen Häusern ein, um ihren Abriss zu verhindern. Die Legende besagt, dass die Besetzer des „Tacheles“ in der Oranienburger Straße des Nachts die bereits angebrachten Sprengladungen entfernten. Die noch erhaltenen Teile des ehemaligen Kaufhauses sollten einer Straße weichen.

Die Musik, die in Kellern und ehemaligen Läden für Obst & Gemüse oder Elektrohandwerk gespielt wurde, war divers. Die späten 1980er waren die Zeit von

amerikanischem HipHop und jamaikanischem Raggamuffin, aber auch von Acid House aus Chicago und London. In den Vorstädten von Detroit entwickelten schwarze Mittelklasse-Kids, inspiriert von europäischer New Wave und elektronischer Musik, zu jener Zeit eine härtere Variante von House. Weil sie Science-Fiction-Fans waren, nannten sie ihren neuen Sound Techno: Das waren die Beats von schwarzer Musik wie Funk und Disco, kombiniert mit der Härte weißer Industrial und Electronic Body Music. In den bis dahin leerstehenden Fabrikhallen und ungenutzten Kellern von Berlin-Mitte wurde Techno zur Musik der Stunde. Die Raver tanzten zu seinen stoischen Beats bis zum Morgen.



Berlin-Mitte, „Tresor“, Leipziger Straße (Bild: [thost](#), CC BY 2.0, 2004, via [flickr.com](#))

## Friedfertige Orte

Im Osten von Berlin gab es nach der friedlichen Revolution genügend Platz, um das Nachtleben zu revolutionieren. Zugleich kam der Clubkultur der Umstand zupass, dass die Transformation von einer realsozialistischen in eine bürgerlich-kapitalistische Gesellschaftsordnung nicht an einem Tag bewerkstelligt werden konnte. Ordnungsämter und Polizei waren verunsichert. Außerdem hatten sie Besseres zu tun, als feierwillige Menschen von ihrem Tun abzuhalten, zumal die neuen Clubs eher friedfertige Orte waren. Die Türsteher von „E-Werk“, „Tresor“, „Bunker“, „WMF“ sorgten dafür, dass aggressiver Machismo draußen blieb.

Die 1990er Jahre waren die Zeit überdimensionierter Renditeerwartungen, was den Bau von Bürohäusern anging. Mit Steuersparmodellen sammelten Projektentwickler Geld von süddeutschen Zahnärzten und Anwälten und produzierten damit alsbald Leerstand und Verluste. Trotzdem nahm der Druck auf die Clubszene zu. Der „Tresor“ im ehemaligen Tresorraum des Kaufhauses Wertheim am Leipziger Platz (direkt gegenüber von Görings Luftfahrtministerium, das ironischerweise nun die Treuhandanstalt beherbergte) konnte sich relativ lange halten. 1991 eröffnet, musste er 2005 schließen, bevor er im ehemaligen Heizkraftwerk Mitte zwei Jahre einen neuen Ort fand. Das „E-Werk“, gleich um die Ecke vom originalen „Tresor“ gelegen, existierte

nur von 1994 bis 1997. Der „Bunker“, in dem sich heute die Kunstsammlung von Boros befindet, hatte mit seinem Gabbersound ab 1992 die härtesten Raver angelockt, musste aber 1996 seine Türen für immer schließen.

## Nutzungswunder

In dieser volatilen Situation floss ständig Kapital in die ehemalige Reichs- und zukünftige Bundeshauptstadt. Große Konzerne konnten sich beim Erwerb sog. Filetgrundstücke darauf verlassen, dass das klappte Berlin über jede Mark froh war. Da zeigt die Geschichte des „WMF“ beispielhaft, dass Clubkultur damals auf der Agenda der Politik noch ganz unten angesiedelt war. Es dauerte 25 Jahre, bis sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die Clubs ein wesentlicher Faktor des Berlin-Tourismus geworden sind.

Das „WMF“ hatte seinen Namen vom WMF-Haus: Leipziger-/Ecke Mauerstraße. Die Hausbesetzer hatten im Keller einen Partyraum eingerichtet, der sich bald institutionalisierte und dem Club seinen Namen gab. Das „WMF“ nomadierte durch den Stadtraum an acht verschiedenen „Locations“ von 1990 bis 2010. Gewerberäumen wurden damals oft wegen unklarer Besitzverhältnisse von der Wohnungsbaugesellschaft Mitte (WBM) – der Nachfolgerin der sozialistischen Kommunalen Wohnungsverwaltung Mitte (KWV, im Volksmund gelegentlich als „Kann Weiter Verfallen“ übersetzt) – zur zeitlich begrenzten

Nutzung an Künstlerinnen und Clubbetreiber vermietet.

Die Praktikerin der Zwischennutzung bei der „WBM“ hieß Jutta Weitz. Sie hat vor Kurzem den Verdienstorden des Landes Berlin erhalten. Damit werden ihre Leistungen als Kulturentwicklerin ohne offiziellen Auftrag gewürdigt. Zugleich mag die Politik damit implizit anerkennen, dass der größte Feind des Nachtlebens der Immobilienmarkt ist. Viele der Protagonistinnen hinter den Tresen und auf den Dancefloors der 1990er waren schon in der Dekade zuvor in West- und Ostberlin aktiv. Das Nachtleben der 1980er aber war von Subkultur und Boheme geprägt. Nach dem Mauerfall wurde es demokratisiert. In den Technoclubs und auf Partys und Raves tanzten Hunderte, manchmal Tausende in ehemaligen Industrie- oder Energieversorgungsanlagen.

## Post pestilenziam

Das Berliner Nachtleben post pestilenziam wird anders aussehen, als wir es kennen. Manche Clubs und Bars werden den Lockdown nicht überstehen. Aber auch während eines Ausnahmezustands wie dieser Pandemie finden junge Menschen Mittel und Wege, sich zu amüsieren. Im Berlin des Jahres 2020 fand das Nachtleben bekanntlich in der Hasenheide statt oder, weniger offensichtlich, auf Lichtungen mit S-Bahn-Anschluss. Wer des Nachts hin und wieder auf der Straße steht, um noch eine letzte Zigarette zu rauchen, weiß, dass die Teenager, die fürs heimliche Raven im Umland noch zu jung sind, in kleinen Grüppchen um die Häuser ziehen. Früher nomadisierten die Clubs durch die Stadt. Nun hat sich das Nachtleben selbst mobilisiert. Es zieht trinkend und singend um den Block.

# FACHBEITRAG: München leuchtet

von *Martin Arz (21/1)*

Heute ist das Image der Nachkriegszeit, der 1950er und 1960er Jahre, vor allem eines: Spießig! Doch gerade München leuchtete nach 1945 bei Nacht – auch dank der amerikanischen Soldaten, die in der Stadt stationiert waren. Damals gab es hier keinen Sperrbezirk, sondern den „Flesh-Pot“, wie es die GIs nannten, den bestens gefüllten

Fleischtopf mit hübschen „Frolleins“. Rings um den Hauptbahnhof blühte das Geschäft mit dem Sex: einerseits künstlerisch auf der Bühne, andererseits handfest in den Stundenhotels. Viele der Stripperinnen, die noch Schönheitstänzerinnen hießen, besserten ihre Einkünfte durch zusätzliche Körperarbeit auf.



München, Blumenstraße (Bild: Investment alex, CC BY SA 4.0, 2014)



## Nachtclubs und Dirnen

Neben der Bahnhofsgegend konzentrierte sich das Rotlichtmilieu auf die Maxvorstadt (das einstige Kasernen-Viertel hatte darin eine lange Tradition) und auf die Altstadt. Wo sich aktuell rings um das Hofbräuhaus die Souvenirshops voller Bayernkitsch drängeln, fanden sich damals viele Nachtclubs, Stripshows und Dirnen - z. B. die „Lola Montez Bar“ direkt am Platzl. Bis heute ist die Müllerstraße im Glockenbachviertel eine der Hauptamüsiermeilen voller Sünde und Abenteuer. Aber auch am mondänen Lenbachplatz und direkt vor der Universität gingen die Damen ihrem horizontalen Gewerbe nach. In der inzwischen zur schicken Fußgängerzone umgebauten Sendlinger Straße warteten, glaubt man Zeitzeugen, die nicht mehr ganz so frischen und etwas günstigeren Huren.

Mittendrin tanzte sich die Jugend das Nachkriegsgrau von der Seele - erst mit dem Jitterbug, dann mit Boogie-Woogie und schließlich dem Rock'n'Roll. München war nicht nur die „heimliche Hauptstadt“, sondern auch die deutsche Amüsiermetropole der Nachkriegsjahre. In Schwabing öffneten Jazz-Clubs, die internationale Stars anzogen: vom „Hot Club“ über das „Studio 15“ in der Leopoldstraße bis zum „Domicile“, das sich bis in die 1980er Jahre halten konnte. Hier durfte sich z. B. ein junger Bursche am Klavier ausprobieren, der später als Udo Jürgens einer der ganz Großen wurde.

Und dann gab es die Schwabinger Gisela, die legendäre Wirtin aus der Occamstraße, die jeden Abend in ihrem Laden als verruchte Diseuse auftrat - mitunter waren Weltstars wie Kirk Douglas oder Orson Welles zugegen. Dabei gab sie schlüpfrige Lieder zum Besten, deren Texte einen Hamburger Jugendpfleger derart in Rage brachten, dass er die Gisela anzeigte. Der Richter bescheinigte ihr, „eine gebildete Dame mit unzüchtigem Charakter“ zu sein. Die perfekte PR. Auch im „Alten Simpl“ in der Türkenstraße bei der Kult-Wirtin Toni Netzle knüpfte man in den frühen 1960er Jahren an die Münchner Feiertradition an.



Al Herb: München, Bongo Bar, 1951 (Bild: © Al Herb/Hirschkäfer Verlag)

## Al Herb und der „Schabernackt“

Seit den späten 1940er Jahren war einer immer ganz dicht dabei, wenn es Nacht wurde in München: Der junge Fotograf Al Herb streunte von Sonnenuntergang bis -aufgang durch die Stadt. Fast alle „Schönheitstänzerinnen“ kannten ihn, viele ließen ihre Shows von ihm dokumentieren. Die Huren standen ihm ebenso gerne Modell wie die tanzbegeisterte Jugend. Doch hinter der sündig glitzernden Fassade verbargen sich auch damals tragische Schicksale. Weit hinter Mitternacht fotografierte Al Herb immer wieder die Verlierer der Epoche: Obdachlose, „Kriegskrüppel“ und Gescheiterte.

Al Herb gelangen beeindruckende Aufnahmen von den Erschöpften und Gestrandeten der Wirtschaftswunderzeit. In den 1970er Jahren fotografierte er dann auf schlüpfrigen Partys im Glockenbachviertel, bei denen so manche „Miss Nackedei“ gewählt wurden. Und auf den „München Schabernackt“-Faschingsbällen (erstmalig 1978 veranstaltet), wo man nur den Schambereich bedecken musste. Herbs Bilder zeigen ein derart pulsierendes Nachtleben, dass man sich heute verwundert die Augen reibt.

## Der Skandal mit dem Sperrbezirk

Das Image vom braven spießigen München kam mit den Olympischen Spielen 1972. Alles vermeintlich „Sündige“ wurde aus der Stadt gekehrt, um der Welt eine „saubere“ Metropole zu präsentieren. Der neue Sperrbezirk verbannte alles, was mit Prostitution zu tun hatte, aus der City. Da half es auch nicht, dass die Damen aus dem berühmten Puff „Leierkasten“ in Streik traten und das Haus besetzten. Am Ende mussten sie an den Stadtrand umziehen. Die Spider Murphy Gang machte diese Münchner Begebenheit mit „Skandal im Sperrbezirk“ bundesweit bekannt.

Vor allem in Bahnhofsnähe blieben Animier- und Stripbars, aber dort war nur Ausziehen erlaubt - mehr nicht. Immerhin feierte München 1976 eine Premiere: In der Bayerstraße wurde mit „Henry’s Show Center“ Europas erste Peep-Show eröffnet. Die Genehmigung dafür erschwandelte sich Walter Staudinger (der „Pate von München“) der Legende nach beim Kreisverwaltungsreferat: Er wolle doch nur eine Bühne für Aktmodelle mit Kabinen für mittellose Maler errichten. Als Kulturmetropole konnte München da nicht Nein sagen.

Später, ab Mitte der 1970er Jahre wurde München zur Disco-Metropole. Die in der Stadt alleinerziehend lebende

Ex-Musicaldarstellerin Donna Summer eroberte von München aus die Welt als Discoqueen. Der „Munich Sound“ beherrschte die Dancefloors und bereitete den Weg zu heutigen elektronischen Clubmusik. In dem damaligen Hit der Gruppe „M“ heißt es nicht umsonst: „New York, London, Paris, Munich. Everybody talk about pop muzik“. Die Rolling Stones, Elton John und Fleetwood Mac machten das Münchner Nachtleben unsicher, ebenso Freddie Mercury, der mehrere Jahre in München lebte und Partys feierte, die ihresgleichen suchten.

## Bis zur Gentrifizierung

Apropos Freddie: Im Schatten des Rotlichts etablierte sich vor allem in der Isarvorstadt das, was es nach dem Krieg offiziell nicht geben durfte – die Schwulenszene. In der Adenauerzeit galt weiterhin der von den Nazis verschärfte Paragraph 175, der Sex zwischen Männern strafrechtlich auf eine Stufe mit Sex mit Tieren stellte. Also traf man sich in den 1950er Jahren privat, gründete Cliques und ging an Herrentagen ins Müllersche Volksbad. Nur wenige Bars wie die „Schlangengrube“ in der Reisingerstraße, die „Jockey-Bar“ am Kolosseum oder das „Mosquito“ warteten mit verhangenen Fenstern auf einschlägige Gäste. Das Travestielokal „Spinne“ in der Ringseisstraße hingegen war nicht für die Szene gedacht, es richtete sich an amüsierfreudige Heteros. Bis ins 21. Jahrhundert überlebte nur die 1957 eröffnete „Teddy Bar“, bis sie dann der Gentrifizierung

weichen musste.

1967 konnte das Münchner Nachtleben erneut eine Premiere feiern: Die Kellnerin Augusta Wirsing übernahm von ihrem Chef den Nuttentreff „Ochsengarten“ in der Müllerstraße. Inspiriert von einer USA-Reise, wollte sie etwas Neues zu wagen: So entstand aus dem einstigen Rotlichtschuppen nun Deutschlands erste Lederbar. Später waren hier Rainer Werner Fassbinder und natürlich Freddie Mercury zu Gast. Der „Ochsengarten“ und auch das seit dem 19. Jahrhundert existierende Wirtshaus „Deutsche Eiche“ in der Reichenbachstraße trugen entscheidend dazu bei, dass die Isarvorstadt zum Szeneviertel wurde.

In der „Eiche“ war Schwulsein bereits vor dem Zweiten Weltkrieg normal: Hier trafen sich schon immer die Tänzer und Schauspieler vom nahen Gärtnerplatztheater. Nach dem Krieg blieben die Männer im Wirtshaus unter sich, während in den abgerockten Zimmern der oberen Stockwerke des dazugehörigen Hotels die Damen anschaffen gingen. Den ersten Stock hatte eine Zuhälterin namens „Napoleon“ belegt. Hier traf sich Curd Jürgens im „Rosenzimmer“ (wegen der Blümchentapete) regelmäßig mit einer seiner Gespielinnen. Unten in der Wirtsstube ignorierte die alte Wirtin fleißig das Szenetreiben. Wenn ein Gast einem ihrer Kellner allzu offensichtlich schöne Augen machte, soll sie gerufen haben: „Lassts meine Buam in Ruh, ös Viecha!“ Rainer Werner

Fassbinder machte die „Eiche“ zu seinem zweiten Wohnzimmer.

## Deutschlandweit konkurrenzlos?

München zählte neben San Francisco, New York und Amsterdam zu den vier Top-Gay-Cities der Welt, deutschlandweit konkurrenzlos. Doch mit der Blüte begann auch der Untergang, denn in den 1980ern kamen Aids - und der Kreisverwaltungsreferent Peter Gauweiler. Letzterer wollte mit eisernem Besen die schwule Infrastruktur aus der Stadt fegen. Der politische Ton erinnerte an vergangene Zeiten. Geschockt schaute die ganze Welt auf München. Viele Schwule verließen die Isarmetropole gen Berlin, Hamburg und Köln

und trugen dazu bei, dass sich bis heute hartnäckig die Mär hält: Als Schwuler könne man in der Pionierstadt der deutschen Schwulenbewegung einfach nicht leben. Inzwischen hat München viele Wandlungen erlebt. In den 1990er und frühen 2000er Jahren entstand hier mit dem Kunstpark Ost ein gigantisches Ausgehviertel mit der europaweit höchsten Kneipen-/Clubdichte pro Quadratmeter. Heute liegt der Schwerpunkt des Nachtlebens mit unzähligen Clubs in der Innenstadt entlang der „Feierbanane“, der Strecke vom Maximiliansplatz über die Sonnenstraße bis hinein in die Müllerstraße.

## Zum Weiterlesen

[Al Herb. Sündiges München. Nachtszenen der Nachkriegszeit, Text von Martin Arz, Hirschkäfer Verlag, München 2012, Neuauflage, Broschur, 168 Seiten, 19 x 24 cm, ISBN 978-3-940839-26-8.](#)

# FACHBEITRAG: Paul's Playground

von *Johannes Medebach (21/1)*

Es gibt Orte und Jahrzehnte, die - in einem Atemzug genannt - unweigerlich an Ekstase und Ausschweifung denken lassen: etwa das Berlin der 1920er, das San Francisco der 1960er oder das „vibrant“ New York der 1970er. Hier kristallisierte sich der Zeitgeist, meist blieben jedoch nur die Städte und die großen Namen im kollektiven Gedächtnis. Dabei prägten oft gerade die subkulturellen Kreise einzigartige Architekturen. Im Folgenden sollen daher zwei, teils mit Vorsatz versteckte Kleinode in Manhattan vorgestellt werden. Sie stehen stellvertretend dafür, wie homosexuelle Akteure in den 1960er und 70er Jahren queere Räume inmitten der etablierten Quartiere schufen. Als Orte der Gegenkultur gestaltet, wurden diese Häuser und Apartments von einer illustren Klientel okkupiert.

## Paul Rudolph und New York

Die Stadt ist wie immer quirlig und niemals müde - darüber hinaus nahezu bankrott. Die Substanz wurde heruntergewirtschaftet, weite Viertel der Innenstadt liegen brach. In der Gesellschaft zeichnet sich ein Wandel zur Liberalisierung ab. Die Jugend revoltiert

gegen den Vietnamkrieg. Althergebrachte, muffige Konventionen werden über den Haufen geworfen und alles scheint möglich. Diese Gemengelage bietet den idealen Nährboden für eine kreative, eine lebendige Szene. Mit Andy Warhol, seiner „Factory“ und Entourage, findet sich hier das Epizentrum zeitgenössischer Kunstproduktion. In diesem Manhattan lebt und arbeitet auch der Architekt Paul Rudolph (1918-1997).

Geboren im ärmlichen Süden der USA, schaffte es Rudolph bis nach Harvard. Nach dem Studium legte er eine Blitzkarriere hin. Walter Gropius selbst erachtete ihn als einen seiner begabtesten Schüler. Alles begann mit eleganten filigranen Privathäusern, die den International Style in den späten 1940ern nach Florida brachten. Sie wirkten derart prägend, dass Kunsthistoriker rückblickend von einer „Sarasota School of Architecture“ sprechen - mit Rudolph als ihrem Mittelpunkt.

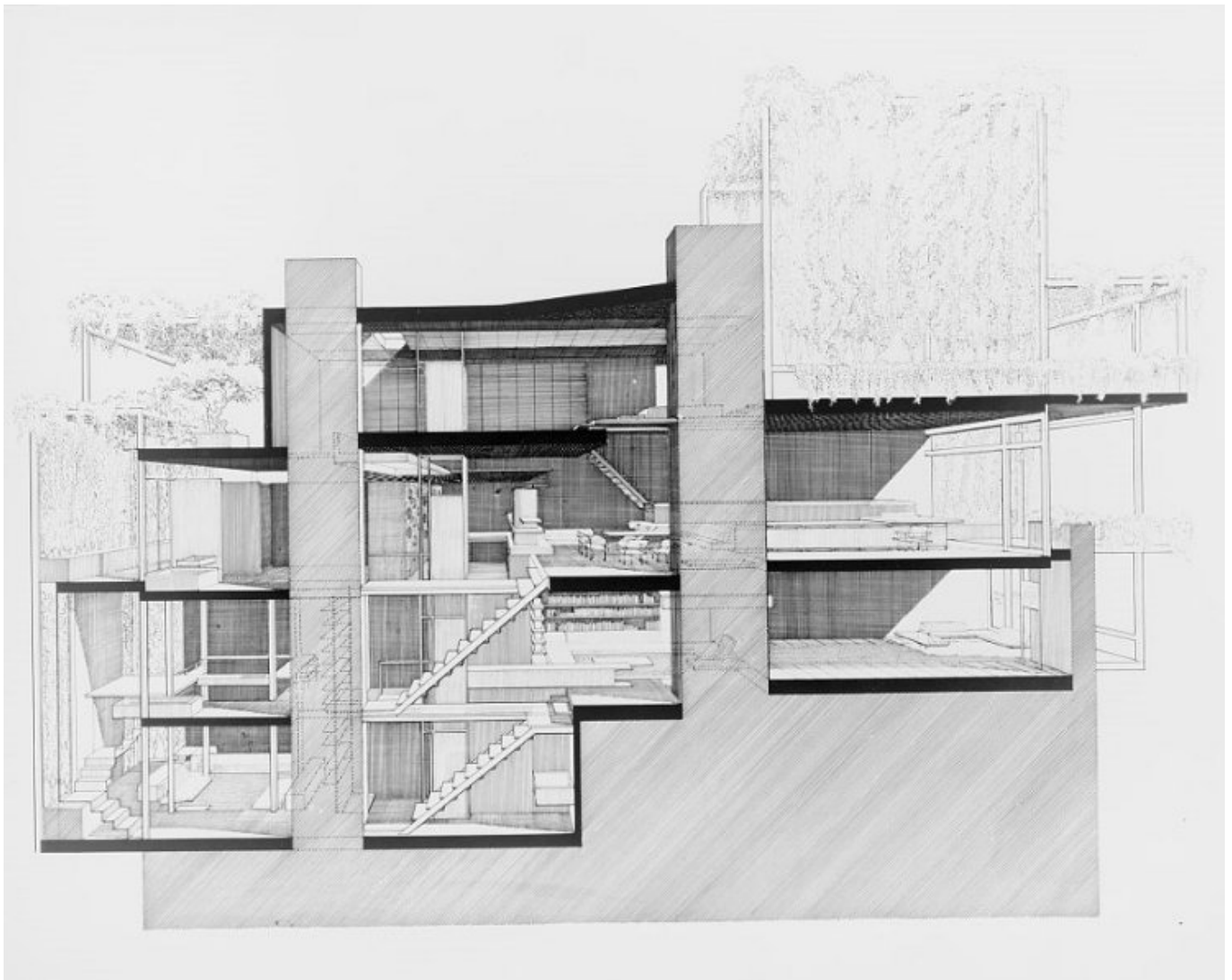
## Barock-Brutalismus

Mit knapp 40 Jahren erhielt Rudolph eine Professur an der Yale University und durfte die neue Architektur- und Kunstfakultät entwerfen. Dieser Bau etablierte den Brutalismus in Nordamerika mit einem

Donnerschlag. Bis heute polarisiert die wuchtige „Lernmaschine“ in New Haven – innig geliebt und leidenschaftlich gehasst. Hier offenbaren sich zugleich die Hauptmotive, die seine weitere persönliche Handschrift ausmachen sollten: ineinander verflochtene Raumgefüge, deren moderne Materialien er fast überhöht inszenierte. Diese Dynamik wurde oft mit barocken Prinzipien verglichen. Ab sofort genoss Rudolph den Ruf eines Stararchitekten. Doch bald sollte er erfahren, wie schnell der Zeitgeist umschlägt.

Als sich in den frühen 1970er Jahren die Postmoderne abzeichnete, wirkten Rudolphs

kapriziöse Betonriesen plötzlich wie Dinosaurier mit falschem Pathos. Seine Bauten wurden als Sinnbild einer selbstsatten orientierungslosen Moderne kritisiert, die ihre Katharsis in immer größenwahnsinnigeren Projekten suchte. Bald fand er kaum noch Aufträge in seinem Heimatland – das Spätwerk verschob sich zu den großen Finanzplätzen Singapur und Hong Kong. Erst rund zehn Jahre nach seinem Tod im Jahr 1997 wurde sein Oeuvre wiederentdeckt. Für viele Bauten kam das allerdings zu spät: Derzeit ist z. B. die raumschiffähnliche Dependence des Pharmakonzerns Burroughs Wellcome in North Carolina akut vom Abriss bedroht.



Manhattan, Beekman Place, Penthouse von Paul Rudolph, 1970er Jahre (Bild: PD)

## Die Unsichtbaren

Wie unrecht die Kritiker hatten, die Rudolph mangelnde Sensibilität vorwarfen, zeigt ein Blick auf seine wohl privateste Raumschöpfung: sein eigenes Studioapartment. Dieses „Haus auf dem Haus“ wurde in den späten 1970er Jahren im vornehmen Manhattaner Viertel Beekman Place errichtet. Dabei hängt der Entwurf eng zusammen mit einem häufig verschwiegenen

biografischen Detail von Rudolph – seiner Homosexualität. Obwohl die Großstadt schon immer als Zufluchtsort für Minderheiten und LGBTQ-People diente, blieb das Klima auch im Staat New York bis zu den Stonewall Riots von 1969 äußerst repressiv. Sexuelle Handlungen zwischen zwei Männern standen bis in die 1970er Jahre unter Strafe. Ein Übriges tat die gesellschaftliche Verurteilung, die bei „abweichenden“ sexuellen Vorlieben so manche Karriere beendete.

Obwohl die Gesetzgeber nach den Ausschreitungen nachbesserten, herrschte weiter das Prinzip des Versteckens und Vertuschens vor. Eine ganze Gesellschaftsgruppe war immer noch im „Closet“. Paul Rudolph mag darunter in doppelter Weise gelitten haben. Aufgewachsen in einem streng christlichen Predigerhaushalt in den Südstaaten, arbeitete er später überwiegend für Vertreter des grundkonservativen Big Business. All dies muss es ihm schwer gemacht haben, Privates nach außen zu tragen. Und schaut man gleichzeitig auf die räumliche Konfiguration seines Apartments und die Situation eines schwulen Mannes seiner Generation, überträgt er hier überraschend eindeutig Lebens- und Überlebensstrategien ins Architektonische.

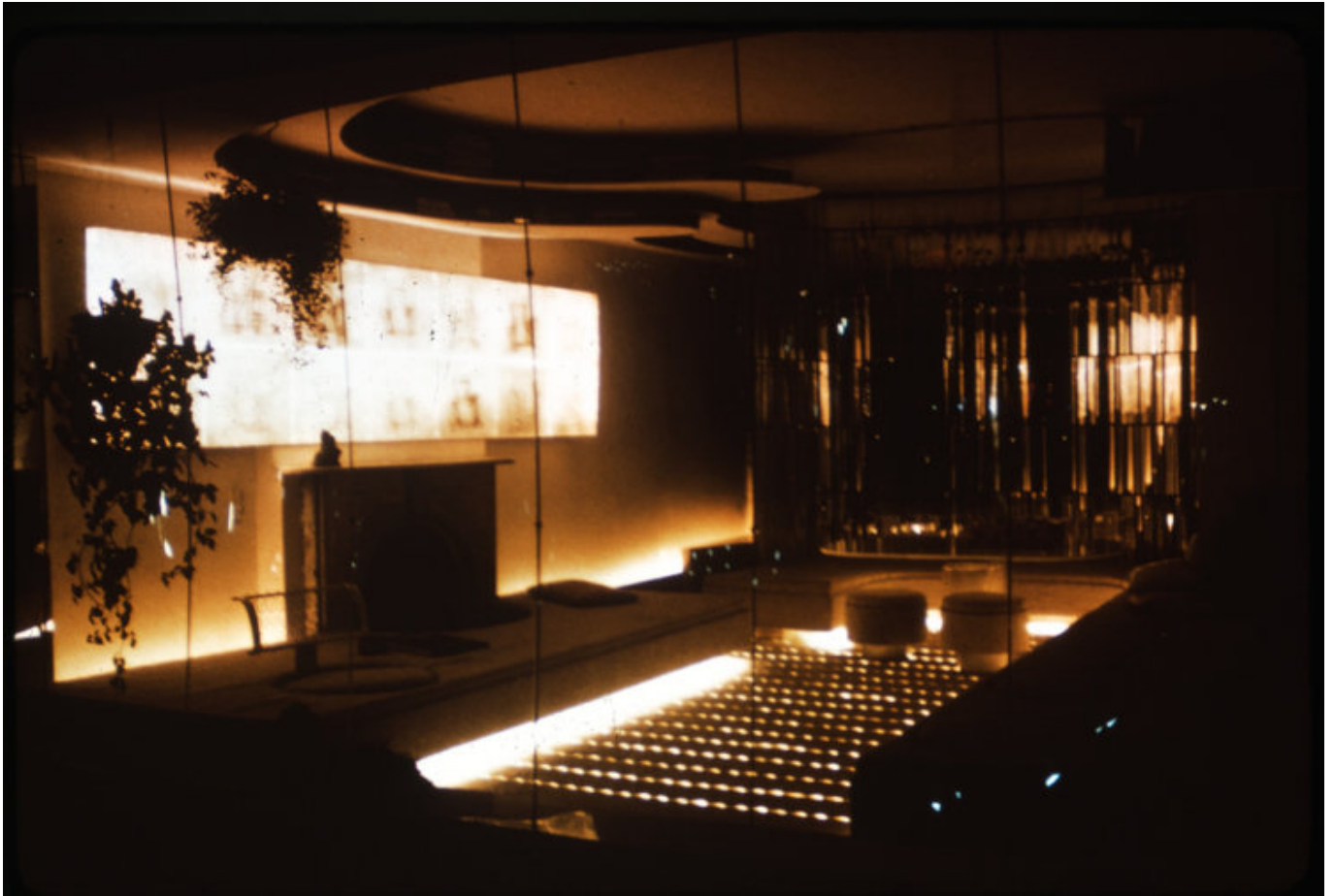
## Ein Bad mit Glasboden

Von außen wirkt der Aufbau verschlossen. Der brutalistische Betonkubus schwebt auf einem historischen Backsteinwohnhaus - er hebt sich bewusst von der Umgebung ab, er ist ein Alien. Nur die grün überwuchernden Stahlkäfige geben dem Volumen etwas Leichtigkeit. Im Inneren verkehrt sich der Eindruck ins Gegenteil. Ein gleißend helles, lichtdurchflutetes Raumfeuerwerk mit romantischen Ausblicken auf den East River und Manhattan tut sich auf. Im Schnitt zeigen sich 17 Höhenebenen, die zu einem Kontinuum zusammengefügt sind. Doch

eigentlich handelt es sich um zwei Apartments, die unabhängig voneinander funktionieren: Da war einmal der repräsentative Teil für die Öffentlichkeit und Empfänge, der auch in Architekturmagazinen publiziert wurde. Konträr dazu befindet sich im Inneren noch ein privater Teil, der den meisten Besuchern ebenso unbekannt blieb wie der Fachpresse. In den Plänen heißt dieser Bereich lapidar „Library“.

Dort wohnte Rudolph zusammen mit seinem Lebenspartner Ernst Wagner - nahezu unbehelligt vor allen neugierigen Blicken, dafür aber mit einem fantastischen Ausblick auf Manhattan. Die Materialität unterscheidet sich ebenfalls deutlich vom öffentlichen Teil. Während dort weiße aufpolierte Panels für einen wolkenhaft-schwebenden Raumeindruck sorgen, wird der private Bereich beherrscht von dunklen Ledersofas und harten Stahl. Eine maskuline, homoerotische Aufladung ist diesen Gestaltungsmerkmalen nicht abzusprechen. An einem Punkt öffnete der Architekt eine überaus zweideutige Schnittstelle zwischen beiden Welten: Direkt über dem Schlafzimmer des Paares, im öffentlichen Bereich gelegen, versah Rudolph das luxuriöse Badezimmer (samt Whirlpool) mit einem transparenten Boden. Nach eigener Aussage lediglich eine funktionale Komponente, um dem Raum darunter eine natürliche Belichtung zu gewähren. Es bedarf keiner allzu bunten Fantasie, um andere „Vorteile“ dieser Konstellation zu erkennen.





Manhattan, Beekman Place, Penthouse von Paul Rudolph, 1970er Jahre (Bild: PD)

## Bauten mit Muskeln

Dem gesamten Penthouse liegt ein sehr lyrisches vieldeutiges Narrativ von Introvertiertheit und Öffnung zugrunde. Es handelt sich dabei keinesfalls um kalte modernistische Spielereien. Auch die großen Architekturen von Rudolph, etwa die Fakultät in Yale, wirken nach außen brachial und überwältigend - Bauten, die Muskeln zeigen. Die Interieurs hingegen bestechen durch warme Farben und eine gewisse „Softness“. Man könnte die Wohnung am Beekman Place als Verkehrung von Philip Johnsons Glass

House sehen - ebenfalls das Privathaus eines homosexuellen Mannes. Im Vordergrund steht hier totale Transparenz. Zwischen Glaswänden hat man nichts zu verbergen, scheinbar. Das Gebäude befindet sich auf einem großflächigen privaten Anwesen in den Vororten von New York. Nur durch diese zurückgezogene Lage war eine solche Offenheit möglich. Im dicht besiedelten Manhattan hingegen mussten Apartments queerer Menschen oftmals (wie ihre Bewohner) ein Doppelleben führen.

## Die berühmteste „Partyhood“

Rund zehn Jahre zuvor hatte Rudolph einen kleineren Vorgänger entworfen. Unter der Adresse 101 East 63rd Street gestaltete er 1966 ein Townhouse für das Pärchen Alexander Hirsch und Lewis Turner. Auch hier ist alles nach innen ausgerichtet, um nach außen schlicht und seriös aufzutreten. Auf der länglich schmalen Parzelle entstand ein überraschend großzügiger Raumfluss. Berühmt-berüchtigt wurde das Anwesen allerdings erst später unter seinem Nachbesitzer - als „101“, als glamouröser Treffpunkt der New Yorker Partyschickeria. 1974 kauft der bekannte Modeschöpfer Roy

Halston Frowick, besser bekannt als „Halston“, das Anwesen: „I know this house was designed for somebody else, but I really feel, it was designed for me.“ Halston, der u. a. den ikonischen Pillbox-Hut für Jackie Kennedy entwarf, galt in den 1970ern als Partykönig von Manhattan. Zusammen mit Liza Minelli gehörte er zum Inventar des Studio 54, dem wohl exklusivsten Nachtclub jener Jahre. Damals erlebte das moderne, „coole“ Townhouse seine wildesten Zeiten. Andy Warhol und Bianca Jagger gaben sich hier die Klinke in die Hand. Kurz bevor Halston 1990 an Aids verstarb, verkaufte er das „101“. Zu seinen Nachbesitzern zählten u. a. der deutsche Playboy Gunther Sachs und der Modedesigner Tom Ford.

# FACHBEITRAG: Das Cabaret „Eden“ in Ulm

von Peter Liptau und Cora Schönemann (21/1)

Der Schriftzug „Eden“ aus dem Jahr 1961 ist bis heute erhalten. Und wenn aufgrund des Corona-Lockdowns nicht gerade die Türen verschlossen wären, würde er in Ulm weiterhin nachts erstrahlen. Nach vielen bewegten Jahrzehnten – vom historistischen

Biergarten über die Kriegsruine bis zum freizügigen Cabaret der Wirtschaftswunderzeit – ist das Gebäude immer noch in gastronomischer Hand. Das Besondere am „Eden“: Seine bewegte Architektur- wie Sittengeschichte ist in vielen Details und Dokumenten ablesbar geblieben.



Das „Eden“ mit dem Hauptbau (gelb) von 1954 und dem sog. Casino-Anbau (rot) von 1956 (Bild: Peter Liptau, 2020)

## Eine Geschichte des Vergnügens

Bevor es schlüpfrig wird, beginnt die Historie des späteren „Eden“ zunächst ganz konventionell. Im Norden, vor den damaligen Toren Ulms, entstand vermutlich um 1878 eine Gaststätte: der Pfluggarten, Biergarten der damaligen Brauerei „Pflug“, die ihren Hauptbetrieb in der Kernstadt hatte. Über die Jahre wuchs Ulm durch Zuwanderung und Industrialisierung um den Betrieb herum, vereinnahmte seine Grünfläche und die Außenkegelbahn. Auch die Gaststätte wurde sukzessiv um- und ausgebaut. Um 1900 trug sie die Fassadenmode der Zeit. Bei verheerenden Luftangriffen wurde der Bau 1944 nahezu gänzlich zerstört, lediglich die Kellergewölbe und ein paar Grundmauern blieben erhalten.

Nach 1945 passierte in der Karlstraße 71 erst einmal nichts, nahezu zehn Jahre lang. Im Adressbuch von 1949 findet sich schlicht der Eintrag „Ruine“. 1951 verzeichnete man immerhin einen Besitzernamen: Georg Schöllkopf, Sohn des vorherigen Besitzers Karl Schöllkopf. Erst 1954 wurde damit begonnen, das Trümmergrundstück neu zu beleben. Über dem erhaltenen Kellergewölbe beauftragte Schöllkopf – gemeinsam mit der Bauherrin Anna Lerche, der späteren Betreiberin des Hauses – den Stuttgarter Architekten Theo A. Karbiener mit einem eingeschossigen pavillonartigen Gastraum. Dieser Massivbau auf Beton-Fundament mit

Stahl-Beton-Geschossdecke und Pultdach wurde mit Dachpappe eingedeckt.

Ausgestattet war der Gastraum mit einer halbrunden Bierbar (mit zuziehbaren Vorhängen und Séparée), zahlreichen Tischen sowie einer Tanzfläche mit Orchesterpodium. Nach außen zeigte sich das Gebäude nahezu nüchtern und zurückhaltend. Dem Hauptraum mit Panoramafenster zur Straße hin wurde nach Westen ein kleines Foyer vorgesetzt. Es diente zugleich als Zwischenstufe für den Aufstieg von der Bordsteinkante zum hoch gelegenen Gastraum, der auf das historische Kellergewölbe aufgesetzt wurde. Weiter westlich befand sich, wie bereits vor 1945, der Biergarten mit altem Baumbestand.

## Mit Gastraum und Bierbar

Um die Gaststätte „Atelier“ herum entwickelte sich der heutige Stadtteil Ulm-Ost zu einem recht umtriebigen Quartier. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite gab es bereits unter dem Hakenkreuz ein Offizierscasino, das nun die mal mehr, mal weniger willkommenen amerikanischen Besatzer besuchten. Die Nachfrage nach Glücksspiel und Amusement wuchs in doppeltem Sinne. Im „Blue Byway“, der Bar der US-Unteroffiziere, war Mitte der 1950er Jahre, wie Zeitzeugen versichern, „mächtig etwas los“. Aber das Lokal schloss zu früh, und die einsamen Männer fern der Heimat

mussten zu später Stunde nur die Karlstraße überqueren, um den Abend im „Atelier“ in netter Gesellschaft zu beschließen.

Das nach außen eher prüde Tanzlokal wurde zunehmend zum Amüsierbetrieb, vorangetrieben auch durch den Marktwert des US-Dollars bzw. der Ersatz-Wertmarken. Der Zugewinn der „Golden Fifties“ war im „Atelier“ groß genug, um bereits ab 1956 einen Casino-Anbau zu errichten: auf der westlichen Seite, an der Stelle des jahrzehntealten Biergartens mit Baumbestand.

## Ein Anbau entsteht

Erste Pläne des Architekten Hugo Hötzel aus Deggingen (mit dem Innenarchitekten Roland Kühnel) zeigen eine kühne Idee: die Einbindung des Baumbestands in den neuen Gastraum. Die Stämme wären ringsum abgedichtet worden, um auch im Inneren die „Biergarten-Atmosphäre“ zu erhalten. Der Entwurf wurde aus unbekanntem Gründen nicht genehmigt. Grundsätzlich verwirklichte man den geplanten Anbau in dieser Form, doch der Baumbestand musste der Axt weichen. Da die Erweiterung nicht unterkellert werden konnte, hob ihn ein verhältnismäßig hohes Fundament auf eine Ebene mit dem bestehenden Haus.

Der Anbau blieb mit einer Deckenhöhe von knapp drei Metern etwas hinter dem Lokal von 1954 zurück. Nach den vorliegenden

Plänen nutzte man den verbliebenen Biergarten nicht weiter, so fehlte ihm z. B. ein direkter Zugang vom Gastraum. Der Durchlass zwischen beiden Räumen wurde an die Stelle des früheren Biergartenausgangs gelegt – vermutlich sogar mit der Tür, die sich dort heute noch befindet. Nun veränderte sich auch das Innere von 1954: Die Theke wanderte 1956 mehr ins Zentrum.

## Ein neuer Namen

Den Namen „Atelier“ ändert man 1961 in „Eden“, höchstwahrscheinlich in Anlehnung an die von Rolf Eden in Berlin etablierten Varieté-Theater und Nachtclubs. 1963 tritt die Familie Schöllkopf das gesamte Anwesen an Walter Aubera ab, der das Lokal dann gemeinsam mit Anna Lerche betreibt. Im gleichen Jahr werden die Innenräume großzügig umgestaltet: Teile dieser Ausstattung, die einem Entwurf der Stuttgarter Innenarchitektin Hildegard Kühnel folgen, haben sich bis heute erhalten.

Nun sollen Tanzdarbietungen die Kundschaft anlocken. In einem Antrag an die Stadt betont man, dass lediglich in den Tanzpausen der Gäste „von Berufskräften in Gestalt von etwa 3 bis höchstens 5 ausgebildeten Tänzerinnen humoristische, folkloristische oder rein gesellschaftstänzerische gute Darbietungen erbracht werden“. Nicht beabsichtigt seien „Entkleidungstänze, Schönheitstänze und dgl.“. Offenbar hielt man sich nicht immer ganz daran, denn 1971 ersucht man die

Kommune um eine Konzession für „Vollakt- und Striptease-Vorstellungen“. Der Antrag wird bewilligt – mit der kleinen Einschränkung: „Die Darbietungen dürfen nicht gegen die guten Sitten verstoßen“.

## „Neppschuppen und Porno-Pinten“

In den 1970er Jahren geriet das Ulmer Milieu in Schwierigkeiten. Mit internationalen Tanzdarbietungen distanziert sich das „Eden“ von üblen Nachrichten über „Bierbars, Neppschuppen und Porno-Pinten“. Am 1. Oktober 1977 titelte die „Südwest Presse“: „Unter dem Strich bleibt nicht viel übrig“. Die Kommune hatte die gesamte Innenstadt bereits 1969 als Sperrbezirk ausgewiesen und setzte diesen nun forcierter durch. Daher legte das „Eden“ seinen Schwerpunkt auf ein erweitertes Geschäftsfeld: Im sog. Casino-Anbau wurde Glücksspiel (vorwiegend Roulette) betrieben, im großen Hauptraum verblieb das Tanzlokal. Die Verbindungstür zwischen beiden Nutzungsbereichen wurde geschlossen.

Diese Umwertung fand nach dem überraschenden Tod von Walter Aubera 1973 statt – unter neuen, diffusen Besitzverhältnissen. Der wegen illegalen

Glücksspiels zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilte Manfred Hauschild, dem der „Spiegel“ den Titel „Casino-Papst Deutschlands“ gab, muss das Gebäude bis 1989 in seinem Besitz gehabt haben: In diesem Jahr trennt er sich wegen seiner Haftstrafe vom „Eden“.

## Einige wenige verwegene Jahre

Es folgten einige verwegene, doch stillere Jahre mit Striptease-Betrieb. Aus dieser Zeit haben sich noch unterschiedliche Elemente erhalten, inklusive der Strip-Stange und einer originalen Hausordnung. Auf die Rückseite eines Oben-Ohne-Kalenders notiert, wird strikt untersagt, „ohne Slip“ zu arbeiten oder sexuelle Beziehungen zu Gästen zu unterhalten. Wichtig: Immer alles „tadellos“!

In den frühen 1990er Jahren werden die US-amerikanischen Truppen aus Ulm und Neu-Ulm abgezogen. Damit verlagert sich die Rotlicht-Meile an den Stadtrand. Auch die aufkommende Digitalisierung macht der Erotikbranche und dem „Eden“ zu schaffen. 2007 endet die Strip-Ära des Etablissements, das nach außen immer noch die Gestalt von 1956 zeigt.



Das „Eden“ wurde wegen der Corona-Krise im Sommer 2020 als Billardcafé betrieben (Bild: Peter Liptau, 2020)

## Im „Lustgarten“

Nach dem Verkauf an das gegenwärtige Besitzerpaar entstand ein populärer Club. Unter dem etablierten Namen „Eden“ avanciert das Lokal zur Institution in Ulm und Umgebung. Im Sommer 2020 nutzt man den Bau, um ihn in der Corona-Krise weiterhin offenhalten zu können, als Billard-Café mit Biergarten. Genauer gesagt: Unter dem Betreiber Klaus Erb wird das Außenareal als „Lustgarten“ wiederbelebt.

Heute läuft das Quartier, so die Baugutachten

von 2016, als zentrale Innenstadtlage mit gemischter, drei- bis fünfgeschossiger Bebauung - inmitten einer wachsenden Stadt. Hier sticht das „Eden“ als eingeschossiges Nachkriegslokal deutlich hervor. Es musste bislang nicht den wirtschaftlichen Fantastereien von Investoren weichen. Ein Detail hat übrigens alles von Anfang an miterlebt: Der im Titelbild gezeigte Gartenzaun! Er umsteht den heutigen „Lustgarten“, aktuell frisch lackiert. Schon in den Bauplänen des späten 19. Jahrhunderts lässt er sich ausmachen.

## Was bleibt, was kommt?

Ob man 2021 wieder im „Lustgarten“ wandeln kann, ob der Clubbetrieb wieder aufgenommen wird, all das steht bei Redaktionsschluss noch in den Sternen. Sicher ist: Das „Eden“ bildet ein Zeitzeugnis

der besonderen Art, wahrscheinlich eines der wenigen, das in dieser Form überliefert wurde. Geplant ist daher die Anbringung einer Geschichtstafel an der Außenfassade, die dann direkt neben „Gabriella“ und ihren Freundinnen auf den Fenstern zu sehen sein soll.



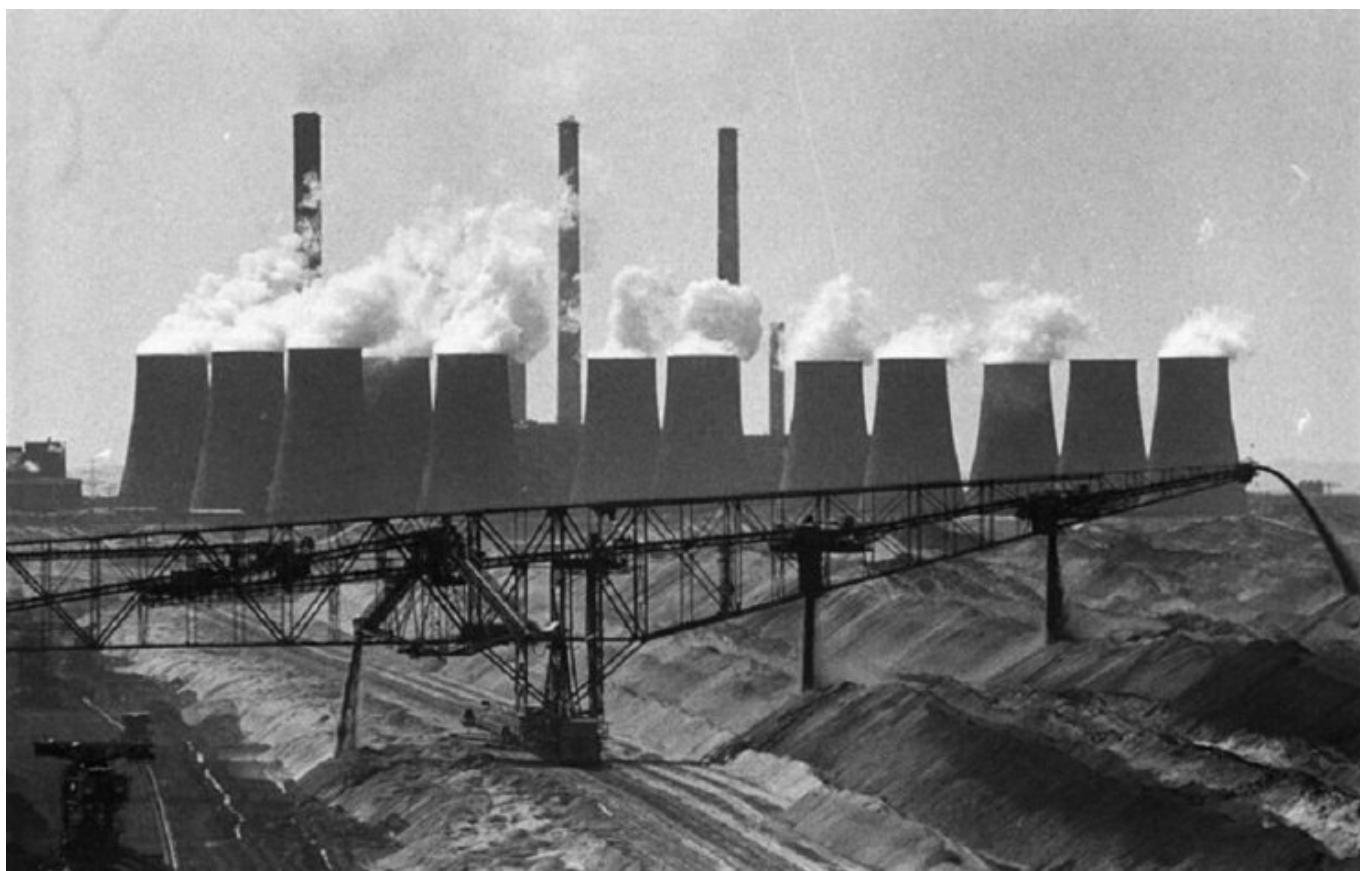
# PORTRÄT: Ein Musikclub in der Niederlausitz

von *Johannes Medebach (21/1)*

Lugau, knapp 400 Einwohner, Kreis Finsterwalde, Bezirk Cottbus, DDR: Zwischen schier endlosen, genossenschaftlich bewirtschafteten Ackerflächen und volkseigenen Kohlengruben schützte der „antifaschistische“ Schutzwall die Provinz vor der westlichen Kultur. Doch ein rebellischer junger Bürger des Arbeiter-und-Bauern-Staats ließ sich nicht davon abhalten, die große weite Welt in das kleine Dorf zu holen. Alexander Kühne und seine Mitstreiter gründeten hier in den 1980er Jahren einen besonderen Musikclub. In der „Partyrepublik Lugau“ traten am Ende sogar westdeutsche und internationale Bands auf. Für kurze Zeit konnte dieser hedonistische Staat im Staate die Sehnsüchte einer wilden Jugend stillen.

## Mit Boney M unter Palmen

Nach einer relativ gradlinigen DDR-Kindheit, als Sohn einer Schuldirektorin und eines Ingenieurs, offenbarte der Staat für Kühne langsam sein wahres Gesicht. Die Verbote und das allgegenwärtige Kollektiv machten vielen jungen Menschen damals das Leben schwer. Der einzige Weg, sich aus diesem drögen Alltag zu befreien, war die Musik. Trotz aller staatlichen Auflagen wurden vor allem Westplatten gespielt. Wenn man nur die Augen schloss, konnte man mit David Bowie durchs pulsierende London schreiten oder mit Boney M unter karibischen Palmen tanzen. Und so beschloss Alexander Kühne: Wenn ich nicht hinaus in die Welt darf, dann muss ich sie eben zu mir holen.



*Bergbaulandschaft in der Lausitz, 1990 (Kraftwerk Boxberg, Foto: Rainer Weisflog, Bild: Bundesarchiv Bild 183-1990-0629-013, CC BY SA 3.0)*

## Popper statt Hippies

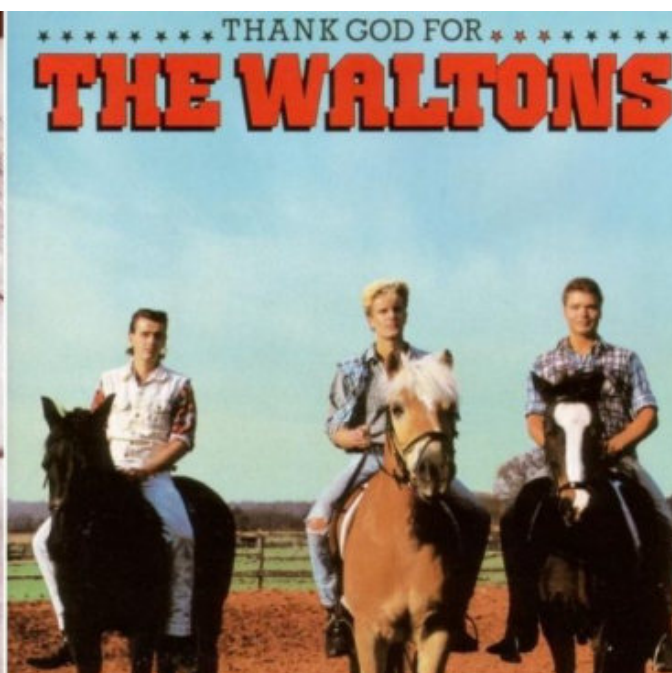
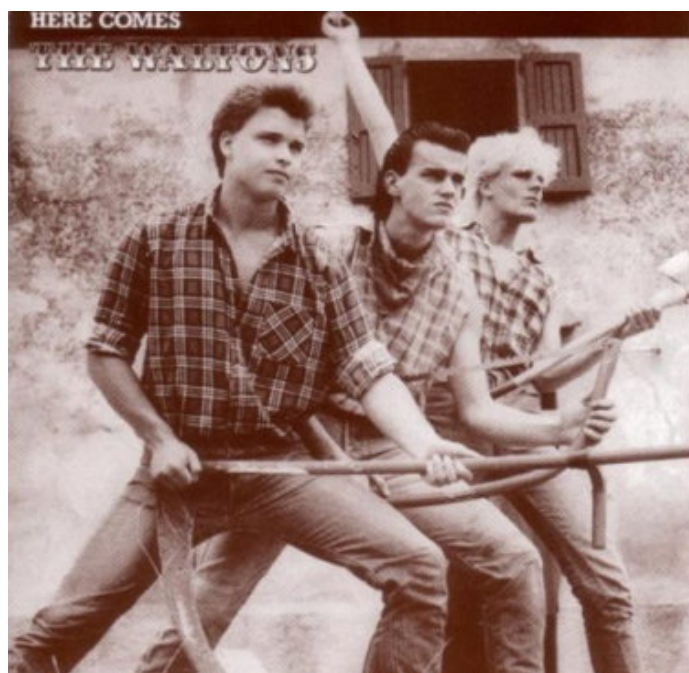
Gemeinsam mit Freunden wurde ein Partykonzept ausgeheckt. In der DDR war ein alternativer Lebensstil meist von den Hippies beeinflusst. Doch in Lugau wollte man nicht in den 1960ern steckenbleiben, es herrschte sowieso Stillstand allenthalben. Die coole, düster aristokratische Eleganz der New Romantic Bewegung sollte einziehen: Glitzer und Glamour statt Wildwuchs. Zuerst wurde der Wirt der „Konsum Gaststätte Lugau“ überzeugt, seinen Landgasthof temporär in eine kosmopolitische Partyhöhle verwandeln zu lassen. Dann musste man gegen eine viel

größere Instanz angehen: den auf Regularien versessenen Staatsapparat. Offiziell war es Privatleuten nicht gestattet, größere Veranstaltungen abzuhalten. Es sei denn, es handelte sich um Familienfeiern. Offiziell galt das Event daher als Polterabend der imaginären Schwester Kühnes, Teilnehmeranzahl 40 Personen. Letztlich kamen 500 – und die Volkspolizei. Für die „dekadent geschminkten Bürger“, so der Polizeibericht, war die Ausgelassenheit damit erst einmal vorbei.

## Unter blauen Hemden

Die Staatsmacht hatte den Ausreißer nun auf dem Kieker, so erledigte sich jede (ohnein nicht geplante) sozialistische Karriere. Stattdessen wurde Kühne wochentags auf den Kohlenplatz verbannt. Das fütterte wiederum sein Verlangen, an den Wochenenden eine Gegenrealität aufzuziehen. Getreu dem Motto „If you can't beat them join them“ wurde Lugau ein zweites Mal zum Partyhotspot: Mit dem engen Freund und Organisationstalent

Henri Manigk wurde die FDJ dafür gewonnen, gemeinsam einen Jugendclub aufzubauen. Bei den Behörden machte man mit den Blauhemden einen passablen Eindruck. So konnte der Jugendclub „Extrem“ unter dem Dach der FDJ ganz offiziell durchstarten. Um die Beschwerden der ordnungsliebenden Bürger kümmerte sich derweil hingebungsvoll Kühnes Mutter. Insgesamt blieb man unpolitisch. Es ging schließlich um Spaß, nicht um Revolution. Und an Henri prallte jeder Annäherungsversuch der Stasi ab.



West-Berliner Punkmusik, 1980er Jahre (Bilder: The Waltons, Plattencover der 1980er Jahre)

## Lugau City Lights

Ende der 1980er Jahre wurde der winzige Ort zu einem zentralen Treffpunkt von Underground, Punk und New Wave. Hier gab es den einzigen Nachtclub der DDR, der ein regelmäßiges Programm anbot. Nun zog es

die angesagten Leute aus Berlin oder Leipzig nach Lugau (auch wenn sich die ein oder andere Band auf dem Weg in die Provinz verirrte und nie ankam). Im „Extrem“ konnte man sich und den grauen DDR-Alltag vergessen. Den größten und wohl auch

gefährlichsten Coup landeten die Veranstalter kurz vor dem Mauerfall, als sie die West-Berliner Band „Die Waltons“ einluden. Offiziell meldete man eine DDR-Kombo an. Niemand glaubte so recht daran, dass die Wessis tatsächlich kommen wollten. Diese waren jedoch so wild entschlossen, dass sie ihren „geheimen“ Auftritt im Radiosender SFB ausplauderten. Kühne sah sich schon hinter Schloss und Riegel. Am Ende konnte die Band dann doch noch unter falscher Identität auftreten.

## Das Ende zweier Republiken

Die Jahre 1989/90 veränderten alles. Während sie für viele DDR-Institutionen das Aus bedeuteten, konnten das „Extrem“ und

Alexander Kühne nun durchstarten. Bald wurden Acts aus L. A. oder London in den umliegenden Gasthöfen untergebracht. Jetzt zeigte sich auch die Bevölkerung offener, denn mit der langersehnte Freiheit waren die wirtschaftlichen Probleme eingezogen. Langsam blutete die Region aus, kaum ein Betrieb blieb von Schließung verschont. Damit sank auch der Stern der „Partyrepublik Lugau“, daran konnten selbst Techno und die „Rallye Monte Lugau“ nichts ändern. Was bleibt, ist die Erinnerung an einen besonderen Musikclub in der Niederlausitz.

*Der Beitrag beruht auf einem Treffen mit dem Berliner Journalisten Alexander Kühne. Seine Erlebnisse wurden im Dokumentarfilm „Lugau City Lights“ (Evers, 2019) sowie in seinen Romanen „Düsterbusch City Lights“ und „Kummer im Westen“ verarbeitet.*

# INTERVIEW: „What happens in Berghain

“  
...

*Thomas Karsten im Gespräch über eine Club-Legende (21/1)*

Seit seiner Eröffnung im Jahr 2004 zieht das „Berghain“ die Menschen in seinen Bann. „What happens in Berghain stays in Berghain“, lautet das diskrete Credo der Betreiber. Nur so kann der Safe Space im Inneren gewahrt werden. Doch wie eng ist der „Mythos Berghain“ mit der Architektur verknüpft? Wie entstand aus einer Kraftwerksruine einer der Ankerpunkte des Berliner Nachtlebens? moderneREGIONAL sprach mit Thomas Karsten, einem der Gründer von [studio karhard®](#), der mit seiner Partnerin Alexandra Erhard als Hausarchitekt das „Berghain“ von Beginn an begleitet hat.

moderneREGIONAL: Wie kam es vor 20 Jahren zum Auftrag für das „Berghain“?

Thomas Karsten: Wie so vieles, durch Zufall und Bekannte. Wir hatten schon den Vorgängerclub, das „Ostgut“, mit aus der Taufe gehoben. Damals suchten wir zusammen mit den Betreibern eine feste

Location, denn bis dato fanden die Veranstaltungen immer an verschiedenen Orten statt. Als das „Ostgut“ schließen musste, nahmen wir das leerstehende Kraftwerksgebäude ins Visier. Der damalige Eigentümer Vattenfall wusste nichts damit anzufangen und keiner wollte das Objekt haben. Es drohte der Abriss.

mR: Stand der Bau nicht unter Denkmalschutz?

TK: Doch, es gab einen Ensembleschutz, da die Anlage aus dem nationalen Wiederaufbauprogramm der DDR stammt. Man findet diese Formensprache entlang der ganzen ehemaligen Stalinallee wieder. Es handelte sich dabei um das Heizwerk, das die Gebäude zunächst mit Wärme und später mit Strom versorgte. Trotz des Denkmalschutzes hätte der Besitzer – bei Ausbleiben eines Nachnutzers – einen Abbruch ins Auge gefasst.



Berlin, „Berghain“ – die „strengste Tür der Welt“ (Bild: Michael Mayer, [CC BY 2.0](https://creativecommons.org/licenses/by/2.0/), 2018, [via flickr.com](https://www.flickr.com/photos/michaelmayer/))

mR: Kennt man die Urheber des Ensembles?

TK: Es ist ein namenloser Bau, damals wurde alles von Kombinaterrichtet. Wir haben versucht, den Entwurfsverfasser ausfindig zu machen. Uns liegen auch originale Pläne vor, dort taucht aber kein bekannter Name auf. Man muss sich vor Augen halten, dass das Ganze acht Jahre nach Kriegsende errichtet wurde. Das konnte nur mit einer begrenzten Menge an Materialien erfolgen. Stahl zum Beispiel war absolute Mangelware, das sieht man auch heute noch im Kraftwerk. Dort ist

sehr viel Beton, aber wenig Stahl verbaut. Die Anlage wurde nach und nach erweitert. So haben wir heute eine ehemalige Außenfassade im Innenraum.

mR: Wie erlebten Sie die Zusammenarbeit mit den Auftraggebern?

TK: Das gestaltete sich sehr geschmeidig, denn die beiden Auftraggeber hatten schon genaue Vorstellungen und brachten viel Erfahrung als Veranstalter von Events mit. Ihre Ideen für die Nutzung der öffentlichen

Bereiche wurden letztlich genauso umgesetzt. Wo die „Panorama Bar“ hinsollte, war von vornherein klar: Dort befand sich die ehemalige Schaltwarte des Kraftwerks mit großen Fensterflächen. Sogar die Lage von Toiletten und Lagerräumen wurde schon bei den ersten Begehungen festgelegt. Dass die Tanzfläche in den ersten Stock kommt (und nur über eine große Treppe erreichbar ist), fanden wir damals allerdings etwas problematisch. Schließlich waren unsere Bedenken aber unbegründet.

mR: Welche Rolle spielt die Architektur beim „Mythos Berghain“?

TK: Eine große! Der Raum mit der Innenfassade zum Beispiel ist schon sehr speziell: elf Meter hoch und nur eine Bar darin platziert. Für uns war es aber zunächst eher ein praktisches Bauwerk. Verschiedene Szenarien, die wir uns ausgemalt hatten, passten einfach gut in den Bestand. Die Eingriffe waren sehr zurückhaltend und pragmatisch. Dass das Ganze als Club seine Wirkung entfaltet, hat sich unmittelbar nach

Betriebsbeginn gezeigt. Man merkte sofort, dass dort etwas sehr Besonderes entstanden ist. Es ist bemerkenswert, dass das Konzept nach 15 Jahren – mit nur kleinen Modifikationen – immer noch so gut funktioniert.

mR: Die starke Wirkung des „Berghain“ hat Sie also überrascht?

TK: Wir haben natürlich alle das Potential gesehen, aber nicht die volle Tragweite. Auch heute hält der Bau noch Überraschungen parat. Ich denke an „Die Säule“, den neuesten Clubteil, der in einem lange untergenutzten Raum entstanden ist. Dieser Ort funktioniert mit seinen speziellen Eigenheiten, den vielen Betoneinbauten und Stützen, sehr gut und erzeugt ein sehr beschützendes Raumgefühl. Was aber während der Bauphase schon auftrat, waren unkonventionelle Umstände in Form von Menschen: Die ersten Entrümpelungen des Kraftwerks wurden zum Beispiel mit Mitarbeitern und Türstehern des Clubs vollzogen, die teilweise heute noch dort tätig sind. Das war eine sehr familiäre Übernahme des Komplexes.



Berlin, „Halle am Berghain“ während der Klanginstallation „Eleven Songs“, 2020 (Bild: [Udo Siegfriedt](#), via [flickr.com](#))

mR: Sind Erfahrungen aus anderen Clubs in das „Berghain“ mit eingeflossen?

TK: Natürlich hat man einige Eindrücke mitgenommen aus ersten Clubs, die in der Hochphase der frühen 1990er entstanden sind - wie das „Planet“, der „Tresor“ oder das „E-Werk“. Der Umbau des „Berghain“ fand allerdings schon in der Second Generation der

Szene statt, die durch die Professionalisierung des Gewerbes gekennzeichnet war. Man hat Geld in die Hand genommen und wollte die Dinge nun richtig machen. Die Berghain-Betreiber waren sozusagen Vorreiter. Wir als junges Büro haben die Aufgabe tatsächlich eher aus architektonisch-logistischer Sicht gesehen, denn als Ostgut-Stammkunden. Zeitgleich mit



dem „Berghain“ wurde in Frankfurt am Main der „Cocoon-Club“ von Sven Väth eröffnet. Das Design war hypermodern und an Locations auf Ibiza angelehnt. Wir haben uns das angeschaut und mit unserem Projekt eine architektonische Antithese aufgestellt.

mR: Sie wurden und werden weiter für Clubentwürfe angefragt, aktuell z. B. in Kiew. Lässt sich das „Berghain“ exportieren?

TK: Nein! Das „Berghain“ kann nur in einem ganz bestimmten Kosmos entstanden sein und existieren. Es hat auch sehr lange gedauert, bis der Markenname bekannt geworden ist. Wir bekommen heute sehr viele internationale Anfragen für Clubentwürfe mit teils sehr spannenden Aufgaben. Weltweit gibt es nur eine geringe Anzahl von Menschen, die diese Läden betreiben, und die bilden eine sehr eingeschworene Gemeinschaft.

mR: Zurzeit ist ein regulärer Clubbetrieb leider nicht möglich. Als Überlebensstrategie zeigt das „Berghain“ nun Kunst aus der Boros-Sammlung.

TK: Meiner Meinung nach haben die Betreiber das richtig gemacht und keine Berührungsängste gezeigt. Durch die Vernetzung gab es Kontakte zum Hochkulturbetrieb und es folgten eigene Produktionen und Kollaborationen, die sich sehen lassen konnten! Dabei kann schon

einmal etwas kaputt gehen. Dass die Arbeiten von Wolfgang Tillmanns in regelmäßigen Abständen erneuert werden müssen, ist Teil des Konzepts. Für mich als Besucher wirkt das im Rahmen des „Berghain“ sehr passend und nicht aufgesetzt.

mR: Wie haben Sie als Architekt den Clubbetrieb in den letzten 15 Jahren persönlich miterlebt?

TK: Ich bin gerne dort und habe nur sehr wenig unangenehme Überraschungen erlebt. Es gab dort nicht einmal einen Generationswechsel – es kommen einfach immer neue Generationen hinzu und die Alten bleiben trotzdem da. Ich kenne keinen Club der Welt, den Menschen von Anfang 20 bis in die 50er zusammen besuchen, ohne dass es sich merkwürdig anfühlt. Das zieht sich sogar weiter bis in das Personal. Dort gehen jetzt die Ersten in Rente, die ihr Leben als Clubmitarbeiter verbracht haben. Eine weitere Überraschung war für mich eine gewisse Heterochronie: das Gefühl, hier tickt die Zeit anders. Es kann einem durchaus passieren, dass man aus Versehen zwölf Stunden im „Berghain“ verbringt, ohne es gemerkt zu haben. Oder man kommt sonntagnachmittags ausgeschlafen, trinkt drei Gin Tonic, begibt sich abends wieder nach Hause und hat das Gefühl, eine Clubnacht durchlebt zu haben.

*Das Gespräch führte Johannes Medebach.*

# mR

*Thomas Karsten ist geschäftsführender Architekt von studio karhard®. Das Büro wurde von ihm – gemeinsam mit seiner Partnerin Alexandara Erhard – 2003*

*gegründet. Zu den prominentesten Projekten des Architektenduos zählen in Berlin die Gourmet-Etage im Kaufhaus des Westens, das Sony Music Entertainment und die Gestaltung des Clubs „Berghain“.*

# FOTOSTRECKE: Photos of the Dancefloor

mit Aufnahmen von Giovanna Silva (21/1)

Am Tag sind (fast) alle Diskotheken grau, zumindest von außen. In Berlin finden sich im Stadtbild bis heute die Spuren der legendären Clubszene der 1990er Jahre. Mit so verheißungsvollen Namen wie „Eimer“, „Golden Pudel Club“ oder „Tresor“ warben die Lokalitäten um Nachtschwärmer irgendwo zwischen Techno und Wave. Was im Inneren mit viel Licht und Deko kunstvoll in Szene gesetzt wurde, kam vor der Tür allzu oft unscheinbar daher. Doch gerade die lärmfreundliche Lage in ehemaligen

Industriehallen oder vernachlässigten historistischen Häuserzeilen macht(e) den architektonischen Reiz dieser Standorte aus. Die Mailänder Fotokünstlerin Giovanna Silva hat sich in ihrer Serie „Nightswimming“ mit dem farbigen Innenleben der legendären Berliner Clubs auseinandergesetzt – eine Serie, die im vergangenen Jahr in der vielbeachteten Ausstellung „No Photos on the Dancefloor“ gezeigt wurde. Silva setzt die Orte des Nachtlebens als menschenleere illuminierte Räume in Szene. (kb)



*Giovanna Silva: Berlin, Prince Charles (Foto: © [Giovanna Silva](#) in der Reihe „Nightswimming“)*



*Giovanna Silva: Berlin, Humboldthain (Foto: © Giovanna Silva in der Reihe „Nightswimming“)*